

Leseprobe aus:

**Amy Silver**

## **Du und ich und all die Jahre**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# 1. KAPITEL

---

## Weihnachtsmorgen 2011

Es ist noch dunkel, und das ganze Haus schläft. Unbemerkt schlüpfe ich aus unserem warmen Bett und ziehe mich im Badezimmer an, damit Dom nicht aufwacht. Ich schleiche die Treppe hinunter, immer schön auf der linken Seite (knarrt nicht so). Die Hunde liegen zusammengerollt in ihrem großen Korb im Wirtschaftsraum; Mick, eine überdimensionierte Mischung aus Schäferhund, Rottweiler und einem Kuvasz, hat sich um Marianne gewickelt, unsere winzige Windhündin mit goldenem Fell. Ich öffne die Tür, und die beiden schauen mich verschlafen an.

«Los geht's», flüstere ich, während ich mir die Gummistiefel überziehe, bei deren Anblick die zwei sich schon fast überschlagen. Mick bellt enthusiastisch.

«Leise!», schimpfe ich vergeblich und greife schnell nach der Klinke der Hintertür, um ihn rauszulassen, ehe er das ganze Haus aufweckt. Sind sie wach, wollen sie mit.

Die Hunde springen nach draußen auf den verschneiten Rasen, der unter ihren Pfoten knirscht, weil er allmählich überfriert. Ich ziehe den Reißverschluss meines Parkas, so hoch es geht, verstecke die Nase hinter dem Stoff, um mich vor dem bitterkalten Wind zu verstecken. Langsam

kriechen die ersten kalten Wintersonnenstrahlen über den Rasen.

Die Hunde wedeln wie wild mit den Schwänzen und warten am Gartentor auf mich. Mick stupst mit der Nase gegen den Riegel. Eines Tages wird er darauf kommen, dass er nur seine Schnauze anheben muss, und das Tor wäre offen. Zum Glück ist er nicht allzu clever, daher liegt dieser Tag wohl in weiter Ferne. Wenn Marianne groß genug wäre, um an den Riegel heranzukommen, hätte sie schon längst den Bogen raus.

Ich schiele zum Fenster des Gästezimmers hinauf. Die Vorhänge sind zugezogen. Meine Schwiegereltern schlafen noch. Aber bestimmt nicht mehr lange. Wir drei stehlen uns davon, den Weg hinterm Haus entlang in Richtung Wimbledon Common.

Die Hunde laufen vor mir her, Mick in einem leichten Trott, Marianne rennt. Sie ist kurz außer Sichtweite, kommt dann zurück und hüpfelt aufgeregt wie ein Äffchen auf und ab. Die Kleine findet uns einfach zu lahm. Weit und breit ist keine Menschenseele zu sehen. An einem normalen Arbeitstag sind um halb acht schon eine Menge Jogger und Leute mit Hunden unterwegs, auch mitten im Winter. Nicht so heute. Heute erholen sich alle noch vom Truthahn und dem Weihnachtsgebäck. Es herrscht eine unheimliche Stille, kein Vogel singt, kein Verkehr, nicht einmal ein Flugzeug ist in der Ferne zu hören. Ich beschleunige meine Schritte, einerseits um mich aufzuwärmen, andererseits jagt mir diese Ruhe tatsächlich ein wenig Angst ein.

Dom hasst es, wenn ich so früh allein rausgehe.

«Niemand wird mir irgendwas tun, solange ich Mick dabei habe», beruhige ich ihn dann immer. Dabei wissen wir natürlich beide, dass unser geliebter Hund zwar furchteinflö-

ßend aussieht, aber im Falle eines Falles sofort den Schwanz einziehen würde. Er lässt sich sogar von der kleinen Nachbarskatze ins Bockshorn jagen. Marianne wäre als Schutzhund schon eher zu gebrauchen; sie kann ganz schön giftig werden, wenn sie sich provoziert fühlt.

(«Genau wie du», sagt Dom dann zu mir, mit einem Augenzwinkern, obwohl er es wirklich so meint.)

Wir haben jetzt die Windmühle erreicht. Hier müssten wir eigentlich umkehren. Die Belegschaft zu Hause ist inzwischen bestimmt wach, meine angeheiratete Verwandtschaft besteht aus lauter Frühaufstehern, die sofort Frühstück wollen. Wenn es noch nicht fertig auf dem Tisch steht, kreidet meine Schwiegermutter mir das als Vernachlässigung meiner ehelichen Pflichten an. Das tut sie oft und gern, insofern ist es heute eigentlich auch egal. Die Hunde waren seit zwei Tagen kaum draußen und brauchen jetzt einen anständigen Spaziergang. Und ich brauche Zeit, um nachzudenken und im Kopf eine Liste der Dinge zu erstellen, die ich noch erledigen muss.

Am 29. Dezember, in nur drei Tagen, fliegen wir nach New York. Silvester in New York! Kutschfahrten durch den Central Park, Schlittschuhlaufen am Rockefeller Center, Cocktails in der Met! Aufregend ... aufregend, aber auch nervenaufreibend. Eine Menge Freunde von früher sind – aus den unterschiedlichsten Gründen – nach New York gezogen. Erstaunlich viele sogar. Und dort warten sie nun auf mich, die Schatten der Vergangenheit. Davon abgesehen habe ich einfach wahnsinnig viel zu tun, bevor wir losfahren: Ich muss den Weihnachtsschmuck abnehmen. (Ja, ich weiß, es ist noch zu früh dafür. Aber wenn wir wiederkommen, deprimiert er mich nur, weil unser Urlaub dann zu Ende und Weihnachten unwiderruflich vorbei ist.) Ich muss das Haus auf Vorder-

mann bringen. (Aus irgendeinem Grund ist unsere fabelhafte albanische Putzfrau bis Ende Januar nicht da.) Ich muss nach Oxford zu einem Interview für *Betrug*, die Fernsehserie, die ich produziere. Ich muss meiner Assistentin die Telefonnummern mailen, unter denen sie uns in New York erreichen kann, dann muss ich das Exposé von *Schulmädchen-Resort* für iTV lesen (und ablehnen?), ich brauche ein neues Kleid für Karls Party, ich muss zum Friseur, muss mir die Augenbrauen zupfen lassen, zur Maniküre, und ich muss die Hunde zu Matt und Liz nach Sussex bringen. Ach ja, und irgendwann zwischendurch muss ich auch noch die E-Mail von meinem Vater beantworten.

Es ist unser erster Kontakt seit über zwei Jahren. Heiligabend war seine Nachricht in meinem Posteingang.

Liebe Nicole,

ich hoffe, es geht dir gut. Vermutlich verbringst du Weihnachten mit deiner Mutter. Grüß sie bitte von mir.

Mit Bedauern muss ich dir mitteilen, dass es schlechte Neuigkeiten gibt. In letzter Zeit ging es mir nicht besonders, und nach diversen Arztbesuchen hat sich herausgestellt, dass ich Prostatakrebs habe. Die Ärzte meinen, dass meine Chancen gut stehen, der Krebs ist noch nicht weit fortgeschritten. Wie dem auch sei, am 2. Januar gehe ich jedenfalls ins Krankenhaus, um mich operieren zu lassen.

Würdest du mich besuchen, ehe ich mich unters Messer lege? Es ist natürlich eine verhältnismäßig kleine Operation, aber man weiß ja nie, oder? Wir haben so lange nichts mehr voneinander gehört, und es gibt ein paar Sachen, die ich dir gerne sagen würde.

Ich weiß, dass wir im Augenblick eigentlich gar keine Beziehung zueinander haben. Auch wenn du es mir vielleicht nicht glaubst, tut mir das sehr leid.

Ich freue mich auf eine Nachricht von dir.

Frohe Weihnachten,

Dad

Ich habe noch immer niemandem von der Mail erzählt, nicht einmal Dominic. Nicht nur weil es uns die Weihnachtsstimmung verdorben hätte, sondern auch weil Dom ziemlich ... hm, klare Vorstellungen davon hat, wie man mit meinem Vater umgehen sollte. Ich weiß, dass er mich nur beschützen will, aber ich muss für mich selbst herausfinden, was in diesem Fall zu tun ist.

Die Hunde und ich sind am Ende des Common angelangt, wo die A3 anfängt. Normalerweise würden wir hier die Straße überqueren, durchs Robin Hood Gate in den Richmond Park gehen und dann den Hügel hinauf. Aber nicht heute. Es ist schon Viertel nach acht. Bis wir zu Hause sind, wird es nach neun sein. Vielleicht schaffe ich es gerade noch, mit den Frühstücksvorbereitungen anzufangen, bevor Maureen, Doms Mutter, frisch frisiert in der Küche erscheint, um mich zu demütigen.

Doch nein, so viel Glück habe ich einfach nicht.

«Da bist du ja», begrüßt mich Doms Vater, als ich in die Küche spaziere, und schaut von seinem Frühstücksteller auf. «Wir hatten uns schon gewundert, wo du bleibst.»

Maureen steht mit dem Rücken zu mir am Herd. «Du isst heute Morgen doch etwas, oder?», fragt sie, ohne sich umzu-

drehen. «Ich habe dir auch ein paar Spiegeleier mit Würstchen gemacht.»

Ich drehe mich um, um die Tür zwischen der Küche und dem Wirtschaftsraum zu schließen, leider nicht schnell genug. Mick schiebt sich an mir vorbei und hinterlässt schmutzige Pfotenabdrücke auf den Fliesen.

«Um Himmels willen, bring die Hunde aus der Küche, Nicole!», ruft Maureen. Mit angeekeltem Gesicht sieht sie Mick an, der jetzt neben Dom steht und dessen Frühstück beschneffelt. «Man darf Tiere niemals in die Küche lassen. Das ist so unhygienisch. Schau dir nur den Dreck an, den er herinschleppt.»

Ich packe Micks Halsband, zerre ihn raus und schlage schnell die Tür hinter ihm zu. «Tut mir leid, Maureen», sage ich und setze mich mit schuldbewusster Miene an den Tisch, als wäre ich eine Vierjährige, die ihr Zimmer nicht aufgeräumt hat. Dom legt mir die Hand aufs Knie und zwinkert mir zu.

Wir essen schweigend, die Minuten kriechen dahin. Dom und sein Vater vertilgen brav die Reste ihres Frühstücks, während ich fetttriefendes, tierisches Protein auf meinem Teller hin und her schiebe. Ich kann Spiegeleier nicht ausstehen, aber das werde ich Maureen ganz bestimmt nicht erzählen.

Schließlich bricht Peter, Doms Vater, das Schweigen. «Also, ihr zwei, wann geht es denn nun über den großen Teich?»

«Am Donnerstag», sagt Dom. «Wir fliegen mittags, so dass wir am späten Nachmittag dort sind.»

Maureen schnaubt. Sie mag New York nicht und kann nicht verstehen, warum irgendjemand einen Fuß in diese Stadt setzen möchte.

«Wir feiern Silvester im Golfclub», sagt Peter.

«Hört sich gut an», lüge ich.

«Oh ja, die Silvesterparty dort ist immer sehr schön», sagt Peter, «Nicht wahr, Liebes?»

«Absolut», stimmt ihm Maureen enthusiastisch zu. «Ganz wunderbar. Die O’Neills kommen, Dom, und natürlich der gesamte Harris-Clan. Kannst du dich noch an Simon erinnern? Er hat eine so tolle Frau geheiratet. Die beiden erwarten im April ihr drittes Kind.»

«Die Silvesterparty dort ist immer sehr schön», wiederholt Peter. «Vielleicht könnt ihr ja im nächsten Jahr mitkommen?»

«Auf jeden Fall», versichert Dom, ohne mich dabei anzusehen. «Das sollten wir unbedingt machen.»

Erneutes Schweigen.

«Schmecken dir deine Eier nicht, Nicole?», will Maureen wissen.

Um elf sind sie weg, auf dem Weg zurück in die Zivilisation – Yorkshire. Sobald das Auto um die Ecke gebogen ist, zieht Dom mich an sich und küsst mich leidenschaftlich.

«Drei Tage und kein einziger richtiger Streit», sagt er und grinst. «Muss neuer Rekord sein.»

Ich lächle reumütig und habe ein schlechtes Gewissen, weil ich mich schon zwei Wochen vor dem Besuch seiner Eltern prophylaktisch aufgeregt hatte.

«Ist tatsächlich alles gutgegangen. Es war schön, die beiden zu sehen. Es ist immer schön, sie zu sehen.» Er lacht. «Das ist mein Ernst, Dom.» Und ich meine es ernst, irgendwie. Peter ist wirklich nett. Und ich glaube eigentlich nicht, dass Maureen es besonders auf mich abgesehen hat. Sie kann nur nicht aus ihrer Haut.

«Ich weiß. Und du hast dich tapfer geschlagen.» Wir gehen Arm in Arm zurück zur Haustür.



«Ich muss mir einfach mehr Mühe mit deiner Mutter geben. Nächstes Mal könnte ich ja mit ihr ins Theater gehen oder so.»

Dom lacht schon wieder. «Ins Theater? Gott im Himmel, holdes Weib, das ist jenseits jeder Pflichterfüllung.»

Als ich die Haustür öffne, zieht Dom mich wieder eng an sich.

«Lass uns nach oben gehen», flüstert er mir ins Ohr.

«Ich habe mich schon gefragt, wie lange es dauert, bis du Sex willst», sage ich und lache. «Nicht einmal eine halbe Minute nachdem deine Eltern weggefahren sind, ich bin beeindruckt.» Dom ist irgendwie komisch, was Sex angeht, wenn seine Mutter bei uns ist (nur bei seiner Mutter, wenn sein Vater da ist, geht Sex in Ordnung).

«Mund halten und ausziehen.» Er schiebt seine Hand in den Bund meiner Jeans.

Wir schaffen es gerade einmal halb die Treppe hinauf. Später liegen wir da und vergleichen unsere wunden Knie und Hände. Dom will wissen, was genau uns an Silvester erwartet.

«Wo findet die Party denn statt? In einer Bar?»

«Nein, nein, in Karls neuer Galerie. Viel glamouröser.»

«Aaaaah ja.» Dom klingt nicht überzeugt.

«Es wird super», sage ich und küsse die kleine Stelle an seiner Schläfe, an der ihm die blonden Haare ausgehen.

«Auf der Party werden sicher nur schrecklich coole Kunstfritzen rumrennen», sagt er grummelnd. «Da passen wir überhaupt nicht rein.»

«Was heißt denn hier wir?» Mühsam stehe ich auf. «*Ich* passe da hervorragend rein.»

Dom legt wieder die Arme um mich. «Meinst du?»

«Absolut. Außerdem hat Karl ganz bestimmt noch ein

paar andere uncoole Nerds eingeladen, damit du nicht so allein bist.»

«Okay, du Miststück, du hast es nicht anders gewollt.» Er fährt mit den Fingern ganz leicht an meiner Seite entlang. Ich bin so kitzlig, dass ich wie wild anfangen zu kichern. Er hört erst auf, als ich um Gnade winsele.

«Lass dir das eine Lehre sein», sagt er und zieht sich umständlich die Boxershorts wieder an.

«Ich habe meine Lektion gelernt», versichere ich ganz außer Atem. «Aber ich muss dir noch etwas sagen ...»

«Und was?»

«Ich werde *niemals* einen Fuß in den verdammten Golfclub setzen, um dort Silvester zu feiern, vollkommen egal, wie sehr ich dich liebe oder wie nett du zu mir bist und wie gut du mich behandelst.»

## 2. KAPITEL

---

Silvester 1990  
High Wycombe

Vorsätze fürs neue Jahr:

1. Tagebuch führen und jeden Tag reinschreiben!
2. Mehr lesen! *Uhrwerk Orange*, *Früchte des Zorns*,  
*Unterwegs* und ein paar Klassiker
3. Fünf Kilo abnehmen
4. Ein Ehrenamt übernehmen, Solidaritätsfasten
5. Julian Symonds küssen

Meine erste richtige Silvesterparty! Okay, zugegeben, sie fand bei uns zu Hause statt – meine Eltern erlaubten mir zum ersten Mal, bei ihrer Silvesterparty dabei zu sein –, und okay, die meisten Dreizehnjährigen wären lieber gestorben, als mit ihren Eltern und deren Freunden Silvester zu feiern. Aber ich hatte einen guten Grund, so aufgeregt zu sein, und der hieß Julian Symonds.

Julian ging in meine Schule und war ein paar Jahre älter als ich; er war der Sohn einer Freundin meiner Mutter, fünfzehn, und er sah verdammt gut aus. Groß und schlank, dunkle Haare, die ihm in die riesengroßen braunen Augen hingen, lange Wimpern und hohe Wangenknochen. Ansonsten trug

er meistens Schwarz, hörte Velvet Underground, interessierte sich für Kunst, las Rimbaud und den Marquis de Sade, war melancholisch, chronisch schlecht gelaunt, androgyn, rebellisch, gefährlich, und er rauchte. Mit anderen Worten: Er war einfach göttlich.

Zweifellos hätte ein Julian Symonds unter normalen Umständen Silvester etwas Besseres vorgehabt, als auf der Party meiner Eltern aufzutauchen. Aber Julian hatte sich vor ein paar Tagen nachts rausgeschlichen, um zu einem Rave zu gehen, und war erst am nächsten Morgen völlig high nach Hause gekommen. Das hatte seine Mutter meiner Mutter erzählt. Jetzt hatte er für die nächsten drei Monate Stubenarrest. Heute allerdings konnten seine Eltern ihn nicht bewachen, weil sie zu unserer Silvesterparty wollten. Also musste er mit, damit er nicht heimlich abhaute.

«Der kleine Dreckskerl soll ja nicht versuchen, irgendwelche Drogen in mein Haus zu schmuggeln», hatte mein Vater gesagt, als er die Geschichte hörte. «Dem breche ich alle Knochen. Und dich», fuhr er mich an, «will ich nicht in seiner Nähe sehen. Komm also gar nicht erst auf komische Ideen!»

Und ob ich Ideen hatte! Mehr noch: Ich hatte Phantasien, Tagträume, Visionen und ganze Drehbücher in meinem Kopf. Ich würde ihn (und seine Eltern) in meinen hellen Jeans und meinem schulterfreien pinkfarbenen Oberteil begrüßen. Das Top hatte ich bei Jigsaw erstanden (es war mein allererstes sexy Kleidungsstück). Bei meinem Anblick würde es ihm die Sprache verschlagen, sodass er mich nur stumm und voller Bewunderung anstarren konnte. In meinem Drehbuch war ich total cool, und irgendwann nahm er dann all seinen Mut zusammen und fragte mich, ob ich tanzen wolle. Wir tanzten eng umschlungen in einer Ecke des Wohnzimmers zu *Nothing Compares 2 U* von Sinéad O'Connor, und die

Welt um uns versank. Ich hatte das Lied am Ende der Kassette aufgenommen, die ich für den Anlass zusammengestellt hatte (nach *There She Goes* von The La's, *I Wanna Be Adored* von den Stone Roses und *Suicide Blonde* von INXS). Nur vorsichtshalber. Man konnte ja nie wissen.

Das war natürlich alles kompletter Blödsinn. Julian Symonds – der umwerfende, schlechtgelaunte, coole Julian Symonds – würde mich überhaupt nicht bemerken. Er wusste nicht einmal, dass ich existierte. Wie auch? Ich war totaler Durchschnitt. Unglaublich langweiliger Durchschnitt. Mittelgroß, normalgewichtig (mit anderen Worten: nicht dünn), langweilige braune Augen – das einzig Interessante an mir waren meine Haare. Meine Mutter (und ihre Freundinnen) sagten ständig, wie viel Glück ich mit meinem Haar hätte. «Erdbeerblond» nannte Mom meine Haarfarbe, die bei falscher Beleuchtung allerdings erschreckend nach einfachem Rot aussah. Ich war ein totaler Niemand.

Außerdem war es sehr unwahrscheinlich, dass ich mit irgendjemandem eng tanzen würde, solange sich mein Vater im selben Raum aufhielt. Dad hätte das nicht gerade gefallen. Und ich versuchte eigentlich immer, meinen Vater nicht zu verärgern.

Dad war im mittleren Management bei Swan (Zigarettenpapier, Filter, Streichhölzer), und wegen irgendwas hatte er ständig miese Laune. Zinsen, Fußball, der peinliche fünfte Teil von *Rocky* – ganz egal, die kleinste Kleinigkeit erregte seinen Zorn. Meistens war er allerdings wütend auf meine Mutter.

Mom konnte ihm nichts recht machen. Das sagte sie zumindest. «Vollkommen egal, was ich mache, es ist immer falsch, oder? Ich mache nie irgendetwas richtig.» Als ich noch jünger war, kam mir das komisch vor, denn Mom machte

alles richtig. Sie war eine fabelhafte Geschichtenerzählerin. Wenn sie mir abends vorlas, lachte ich mich schief: Sie verpasste Peter Rabbit einen breiten schottischen Akzent und las mir einmal die ganze *Katze mit Hut* in jamaikanischem Dialekt vor. Außerdem war sie unglaublich geduldig: Sie hatte mir Fahrradfahren beigebracht, Schwimmen, Browniesbacken, Billardspielen – Dad hatte mir überhaupt nichts beigebracht, abgesehen vom Angeln vielleicht. Und Fluchen. Warum also, fragte ich mich damals, glaubte Mom, dass sie alles falsch machte?

Vielleicht waren meine Eltern irgendwann einmal glücklich miteinander gewesen, aber dann konnte ich mich nicht daran erinnern. Als ich ganz klein war, hatten Dad und ich uns besser verstanden. Daran zumindest erinnerte ich mich. Damals waren Dad und ich Freunde gewesen. Das war jedoch lange her. Seit Jahren war die Stimmung bei uns angespannt, wenn Dad da war. Mom und ich sprachen dann bewusst leiser; wir machten uns klein. Wir schlichen auf Zehenspitzen herum und versuchten, ihm nicht im Weg zu sein. Mit unserer Familie war schon seit einiger Zeit nicht mehr alles in Ordnung, und es wurde schlimmer. Dauernd gab es lautstarke Streit. Und seit einer Weile blieb es nicht mehr bei Gebrüll; neuerdings ging meistens etwas kaputt – ein Stuhl, ein Teller, ein Fenster oder auch mein erster, wohlgehüteter Sony Discman.

Das mit dem Discman war ein paar Wochen vor Weihnachten passiert. Das Gerät selbst war bei dem Streit gar nicht wichtig gewesen; es hatte überhaupt nichts damit zu tun. Der Discman war ein unbeteiligter Dritter. Bei dem Streit ging es um ein Hemd. Ein ungebügeltes Hemd. Mom, die als Oberschwester im Krankenhaus arbeitete, musste eine Doppelschicht in der Notaufnahme übernehmen, weil eine ihrer

Kolleginnen wegen familiärer Probleme (sprich: Kater) zu Hause blieb. Statt abends um halb sieben kam sie erst nachts um zwei Uhr nach Hause und ging sofort schlafen. Ohne das Hemd zu bügeln, das mein Vater am nächsten Tag zur Arbeit anziehen wollte. Eine echte Katastrophe, wie sich herausstellen sollte.

Als ich mich morgens für die Schule fertig machte, hörte ich ihn brüllen. «Ich habe heute eine Besprechung, Elizabeth! Mein Gott! Kannst du nie irgendwas tun, worum ich dich bitte? Blaues Hemd, grauer Anzug, das habe ich dir doch gesagt. Warum verdammt noch mal ist es so schwer, sich das zu merken? Du hörst einfach nicht zu, oder?» Ich stand im Flur und spähte durch die Schlafzimmertür. Dad schüttelte Mom, weil sie noch schlief.

«Ist ja schon gut», hörte ich sie sagen, während sie auf dem Nachttisch nach ihrer Brille tastete, «ich mache es sofort.»

«Jetzt ist es zu spät, es ist jetzt verdammt noch mal zu spät, kapiert du das? Oder willst du, dass ich auch noch zu spät zur Arbeit komme? Willst du das? Willst du, dass ich im Büro wie der letzte Idiot aussehe?» Er schob mich zur Seite und rannte, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. Mom lief ihm hinterher und warf mir einen entschuldigenden Blick zu, als sie an mir vorbeikam. Als ob sie sich hätte entschuldigen müssen!

Ich verharrte oben auf dem Treppenabsatz, wollte den Streit eigentlich nicht mit anhören, der jetzt unten weiterging, konnte mich aber nicht bewegen.

«Das ist wichtig für mich, Elizabeth!», schrie Dad. «Diese Besprechung ist verdammt wichtig. Mein Gott, wenn du nur halb so viele Gedanken an mich und diese Familie verschwenden würdest wie an deine Patienten, wäre alles in Ord-

nung.» Ich hörte, wie unten das Bügelbrett von seinem Platz neben der Waschmaschine genommen und aufgestellt wurde.

«Ich habe es dir gesagt! Ich muss jetzt los, es ist zu spät! Aber könntest du mir wenigstens einen Gefallen tun? Nur einen einzigen?»

«Was denn, Jack?» Moms Stimme war betont ruhig und klar, wie immer, wenn sie ihn nicht provozieren, aber auch zeigen wollte, dass sie sich nicht vor ihm fürchtete.

«Räumst du diesen Saustall auf?» Krach. Irgendetwas ging zu Bruch. Mein Discman hatte gerade Bekanntschaft mit der Küchenwand geschlossen, wie ich später feststellte. «Hier sieht es aus, als ob seit Wochen niemand sauber gemacht hat.»

Das war ihr letzter großer Streit gewesen. Seitdem, also von Weihnachten bis Silvester, herrschte Ruhe bei Familie Blake. Dad musste nicht arbeiten, was seine Stimmung deutlich hob, und – noch besser – Onkel Chris war über die Feiertage zu Besuch. Chris, Dads älterer Bruder, schien einen beruhigenden Einfluss auf ihn zu haben. Dad ließ mit sich reden, wenn Chris dabei war. Und trotz erheblicher Provokationen – Mom musste bis spät abends arbeiten, es regnete andauernd, England versagte komplett in der zweiten Runde der Cricket-Meisterschaft gegen Australien – bekam Dad nicht einen einzigen Wutanfall.

Ich verbrachte den Großteil des Wochenendes damit, mich auf die Party vorzubereiten. Zusätzlich zu meinem Outfit, meiner Frisur, meinem Make-up und der Musik hatte ich mich um die Verpflegung zu kümmern. Es war der Preis dafür, dass ich dabei sein durfte. Außerdem musste ich am Tag der Party dabei helfen, das Haus zu putzen und Bierdosen



und Seltersflaschen aus Dads Auto in die mit Eis gefüllte Badewanne zu schleppen.

Meine Eltern waren gute Gastgeber. Vielleicht war es ein Ausgleich dafür, dass wir keine Disney-Familie waren, vielleicht hatten sie auch deshalb gern Gäste, weil die Stimmung dann nicht so angespannt war. Sie gaben ständig Grillfeste, Kostümpartys und laute Geburtstagsfeiern mit Karaoke. Die Planung dieser Ereignisse folgte einem strikten Ritual: Dad schlug die Party vor, doch dann fand er die Idee auf einmal blöd und hatte keine Zeit für die Vorbereitungen. Er steigerte sich in einen Wutanfall hinein und wollte nichts mehr mit der ganzen Sache zu tun haben. Also machte Mom die gesamte Arbeit, kaufte die Getränke, sorgte für das Essen und lud die Gäste ein. Wenn es dann losging, betrank Dad sich bis zur Besinnungslosigkeit und sagte am nächsten Morgen zu ihr: «Schöner Abend, oder? Gute Idee von mir, die Party!» Dabei lächelte er schief; möglicherweise seine Art, sich zu entschuldigen, aber da war ich nie ganz sicher.

Ihre Partys waren aber wirklich gut. Sie hatten viele Freunde, vor allem Mom, und alle feierten und tranken gern. Es waren meistens viele Krankenschwestern dabei und Verwaltungsangestellte aus dem Krankenhaus, manchmal kam auch ein Pförtner oder, noch seltener, einer der Ärzte. Ansonsten ein paar von Dads Arbeitskollegen (weniger unterhaltsam) und Onkel Chris, die Nachbarn von gegenüber (mit unseren direkten Nachbarn kam Dad nicht so gut klar) und ein paar alte Freunde der Familie. Dieses Jahr zu Silvester erwarteten wir fünfunddreißig Gäste, für die wir in unserem kleinen Reihenhaus in High Wycombe Platz schaffen mussten. Es würde eng werden.

Die Party sollte um sieben anfangen, auch wenn Dad und Onkel Chris schon ein paar Stunden zuvor die ersten Biere

geleert hatten. Mom musste bis sechs Uhr arbeiten und schaffte es nur knapp, noch zu duschen und sich umzuziehen, ehe die ersten Gäste eintrafen. Sie sah wirklich gut aus in ihren engen schwarzen Hosen, dem fließenden geblühten Oberteil und den rosafarbenen Pumps mit Pfennigabsätzen. Sie war extra beim Friseur gewesen, ihre blonden Haare waren sehr kurz geschnitten, ein bisschen wie bei Annie Lennox. Cool und elfenhaft.

Ich fieberte der Party entgegen. Mein Magen grummelte vor lauter Anspannung und zu viel Cola light. Ich wollte mir nichts anmerken lassen, aber das war gar nicht so einfach. Möglichst unauffällig schlich ich um die Haustür herum, begrüßte die Gäste meiner Eltern und nahm ihnen die Mäntel ab, während ich den Blick nicht von der Straße vor dem Haus abwenden konnte, wo ich nach dem roten Volvo der Symonds Ausschau hielt.

Schließlich war es schon nach acht, und noch immer war nichts von Julian zu sehen. Ich gab die Hoffnung auf. Niemand sonst hatte seine Kinder mitgebracht, und ich versuchte, mich höflich mit Leuten über dreißig zu unterhalten. Aber es war unglaublich langweilig. Nach einer Weile hatte ich genug und ließ mich schweren Herzens neben der Stereoanlage nieder, damit wenigstens keiner dieser Greise seine Musik auflegen konnte. Die Kassette, die ich zusammengestellt hatte, sollte erst später am Abend gespielt werden – ich hatte so an halb elf gedacht –, also suchte ich in unserer mageren CD-Sammlung und der umfangreicheren Kassettenauswahl herum, ordnete sie und erstellte mögliche Play-Listen.

Ich war vollkommen in Gedanken versunken und musterte das Cover von *Disintegration*, als wie aus dem Nichts plötzlich Julian Symonds neben mir auftauchte. Er trug Jeans

und eine schwarze Lederjacke, darunter schaute ein T-Shirt mit einem Smiley hervor. Das fröhliche Grinsegesicht stand in krassem Gegensatz zu seinem.

«Nicht halb so gut wie *The Head on the Door*», sagte er und fuhr sich dabei durch seine perfekten, dunklen Haare. «Findest du nicht?»

Ich hatte keine Ahnung, wovon er redete, also sagte ich nur: «Ja genau, absolut», und fühlte, wie ich rot wurde. Schnell senkte ich den Blick und schaute mir das CD-Cover an, als sei es wahnsinnig interessant.

Der große Augenblick war da. Julian hatte zum ersten Mal mit mir geredet. In der Schule hatte er natürlich noch nie ein Wort mit mir gewechselt, weil er zwei Klassen über mir war und wir nicht mit den gleichen Leuten zu tun hatten. Wir hatten uns ein paar Mal zufällig in der Stadt getroffen, in Begleitung unserer Mütter, was so peinlich war, dass keiner von uns eine Silbe sagte. Alles, was ich über Julian wusste, seine Coolness, seine Unangepasstheit, seine Intelligenz, hatte ich in der Schule gehört. Oder seine Mutter (Sheila) hatte es meiner Mutter erzählt.

Und jetzt war er hier. Bei uns zu Hause. Ich warf ihm einen verstohlenen Blick zu, wie er auf dem Sofa an der gegenüberliegenden Wand saß und den leeren Fernsehschirm anstarrte, ein Sinnbild der Langeweile. Er war erst seit ein paar Minuten da. Meine Phantasien, in denen er, von meiner strahlenden Erscheinung geblendet, sprachlos dasteht, waren vergessen. Ich ging zu ihm rüber.

«Möchtest du was trinken?», fragte ich unsicher.

«Cola-Weinbrand», sagte er, ohne mich anzusehen.

Ich lachte nervös. «Ich weiß nicht genau, ob ...», fing ich an, bevor mich sein vernichtender Blick zum Schweigen brachte.